

Ambni, Umbni und Arabian...

Jetzt regnet es. Es ist Abend. Ich bin allein zu Hause. Es ist September, die Blätter fallen bereits. Ich stehe am Fenster und denke nach. Wer weiß, zum wievielten Mal versuche ich mich daran zu erinnern, wie es damals geschah. Im Zimmer ist es finster, nur das gelbe weiche Licht der Straßenleuchter dringt herein. Dann schalte ich die Lampe ein, setze mich zu Tisch und beginne zu schreiben. Welcher Wochentag war damals? So, jetzt hab ich's. Alles fing ganz einfach an.

Donnerstag abends rief man mich an, man teilte mir mit, dass wir samstags in der Frühe abfahren. Wir hätten eigentlich auch mit eigenen Autos fahren können, fast jeder von uns hatte eins, aber wir entschieden uns für den Bus, weil eine gemeinsame Fahrt doch viel heiterer ist. Die haben's entschieden... Mir war es, ehrlich gesagt, egal, ob ich mit einem Auto oder mit einem Bus fahren würde und ob ich überhaupt mitfahren würde. Ich konnte zu den anderen einfach nicht nein sagen. Welchen Grund hätte ich auch nennen sollen? Es war Mitte Juli, wir alle hatten unsere Familien bereits zu verschiedenen Urlaubsorten geschickt, das heißt, jeder von uns „genoss die Freiheit“, oder so hieß es wenigstens, obwohl ich, zum Beispiel, sobald die Wohnung sich leerte und das alltägliche Familienkochen aufhörte, jedes mal ein Gefühl bekam, dass ich diese Freiheit gar nicht mehr brauche. Beispielsweise, warf ich mich jetzt, matt von der Tbilisser Hitze, nach dem Arbeitstag statt aufs Schlafzimmerbett, direkt im Wohnzimmer hin und hatte nicht einmal die Kraft, nachzudenken. Auf den Möbeln sammelte sich Staub, in der Küche - schmutziges Geschirr. Gut, zu solchen Zeiten gingen wir nicht zu Frauen, sondern brachten sie heim (wenn uns in diesem oder jenem Sommer eine Gutherzige begegnete, dann verschwand der Staub von den Möbeln und auch das Geschirr war wieder sauber. So schlich sich die Ordnung auf verbotenem Weg ins Haus herein). Doch auch dies geschah nur einfach so, um die Sommerzeit nicht zu verpassen. Ich hätte mich meinerseits den ganzen Monat gar nicht daran erinnert, dass es überhaupt Frauen gibt. Was meine Gemahlin betrifft, schlief ich mit ihr schon lange nur aus Pflicht, damit sie nichts dachte. Dabei kann ich nicht behaupten, dass ich eine physische Schwäche empfand. Mich fasste einfach ganz allmählich eine Lust- und Wunschlosigkeit und auch dies geschah so still und selbstverständlich, dass es mich gar nicht besorgte. Kurz gefasst, spürte ich auch bei jener Reise keinen besonderen Wunsch, keine Erwartungen. Wie gesagt, hatte ich keine Lust zum Mitfahren, wagte aber nicht, abzusagen. Ich fragte, wer noch mitfahre. Fast alle aus unserer Abteilung, erhielt ich die Antwort, zwei aus Raschtschenkos Abteilung und dazu noch drei unbekannte Frauen. Eine sei eine Freundin von Ida, eine Schauspielerin oder Künstlerin, die zweite fahre mit Rusudan - eine sehr schöne, blauäugige Frau, die dritte sei jemandes Kusine.

Von unseren Mitarbeiterinnen hielt ich alle Frauen, außer Ida, für Kumpel. Eigentlich auch Ida, doch offenbar war sie selber seit vorigem Sommer anderer Meinung. Deshalb mied ich sie in der letzten Zeit möglicherweise. Übrigens, was unsere Beziehung betrifft, hatte sie mir kein Wort gesagt, erlaubte sich nur ein paar bittere Anspielungen, was ich als unrecht und für eine Frau typisch betrachtete, hielt

es auch für völlig übertrieben und unnötig. Ja, was soll's? Wenn man einander gewollt hat und zusammen geschlafen hat, muss man denn danach unbedingt einander fressen? - so dachte ich mir. Dabei war unser Zusammensein nicht unbedingt von mir verursacht und ich versprach ihr auch nie etwas. Also konnte ich es nicht begreifen, was die eigentlich von mir wollte. Andererseits wusste ich schon immer: willst du eine Frau (früher oder später) verlieren, musst du mit ihr in eine körperliche Beziehung treten. Egal, ob du sie dabei heiratest oder nicht... Das Familienleben ist ja auch dessen zweifellose Gewähr. Wenigstens bei uns ist es so, nicht aber in anderen Ländern. Über den Grund, warum es so ist, hab ich nie richtig nachgedacht.

Weswegen hab ich das alles geschrieben? Ach ja. Kurz gefasst, war mir Idas Mitfahren unangenehm. Die übrigen Mitarbeiterinnen zählten nicht. Ich hatte ja auch im Büro die Nase voll von ihr. Wenn mich trotz allem doch irgendetwas rührte und reizte, so sind es diese drei unbekanntenen Frauen oder Mädchen gewesen. So ist es: man sagt etwas und sofort zweifelt man, ob es wirklich so und nicht anders war. Ich weiß noch immer nicht, ob es mich in der Tat begeisterte, oder ich mich selber zu überzeugen versuchte: drei fremde Frauen kommen mit, eine soll dazu noch sehr schön sein, fahre doch hin, erfreue dich ein bisschen, wer weiß, wer die sind! Mein Herz muss doch irgendeinem Ruf gefolgt sein. Was hätte ich sonst auch in Chewsuretien¹ suchen sollen? Ich war dort drei oder viermal gewesen und nichts zog mich dort mehr an. Feste wie Athengenoba, Lascharoba² - solcher Spaß war nichts für mich.

So ist es: ich hab mich dem Schreiben ganz und gar entwöhnt, ohne sich irgendwann daran richtig zu gewöhnen. Wer weiß wie lange ist es seither, wo ich es gar nicht aushalten konnte, bis ich mich in meiner winzigen dunklen Kammer an den Schreibtisch setzen konnte, der am niedrigen Fenster stand und immer knarrte. Ich schrieb und schrieb. Ich hab jetzt keine Ahnung, was ich damals alles zu schreiben hatte. Ich schrieb fieberhaft, rasend, schrieb Tagebücher, Novellen, Gedichte, tausend Sachen. Später, als ich die Last der Familie übernahm und meinen Tag streng zwischen Haus und Arbeit teilte, blieb zum Schreiben keine Zeit mehr übrig. Ich spürte nur in den ersten Jahren eine schmerzliche Sehnsucht nach Alleinsein. Es schien mir, wenn ich nicht irgendwo ganz kurz allein blieb, würde ich verrückt. Obwohl es fast unglaublich klingt, fand ich trotzdem keine Möglichkeit allein zu bleiben, doch wurde davon auch nicht verrückt. Ich hielt mich im Gegenteil normaler als viele andere und auch meine Bekannten waren derselben Meinung. Und als ich nach einigen Jahren endlich allein blieb (die Kinder wuchsen auf und meiner Frau fiel es nicht mehr schwer, mit ihnen allein den ganzen Sommer auf dem Lande zu verbringen), ärgerte mich mein Alleinsein sogar, weil ich mich danach so lange sehnte und weil mein Alleinsein früher mit tausend Dingen gefüllt war, mit inneren Dingen, selbstverständlich. Jetzt wusste ich überhaupt nicht mehr, was ich allein anfangen sollte. Früher suchte ich mich selbst, jetzt widerte ich mich selber an.

¹ Chewsuretien - eine historisch-geographische Bergregion im Nordosten des heutigen Georgien.

² Uralte kultisch-religiöse Feiern bei der Bergbevölkerung Georgiens, die man zum Teil bis heute begeht.

Ist es denn so lange her? Wo hab ich inzwischen gelebt? Sobald ich das Wort „inneres“ schrieb, bekam ich sofort ein peinliches Gefühl, es klingt mir zu gehoben. Wahrscheinlich deshalb, weil ich es aus der Sicht anderer Menschen lese. Aus der Sicht jener, die neben mir und um mich leben. Es hat keinen Sinn, genauer zu sagen. Ich lasse es trotzdem so, wie es steht, weil es mir doch am passendsten scheint. Jedes andere Ersatzwort scheint mir viel geschnörkelter und verkitschter als dies.

So, was wollte ich denn sagen? Also hab ich das Schreiben ganz verlernt. Warum hab ich aber daran gedacht? Weil ich damals meine Gedanken präziser ausdrückte, obwohl ich nur Student und in allen Bereichen ein Neuling war. Ich sagte eben, dass mich in Schatili³ nichts anzog, damit ist aber doch gar nichts gesagt. Nicht nur zog mich dorthin nichts an, es stieß mich sogar etwas ab, ganz ehrlich gesagt, vermied ich sogar den Ort. Und noch ehrlicher gesagt, nicht einmal schauen wollte ich in jene Richtung. Doch all dies war ganz tief in mir eingegraben, wohin ich vielleicht selber nicht hineinschaute...

Ich bemerke aber, dass mir jeden Augenblick der Gedanke entgleitet, deshalb will ich es später, falls es nötig wird, erklären, was genau mich abstieß und warum, sonst komme ich nie zur eigentlichen Geschichte. Außerdem schreibe ich in einer Eile, was auch jeder bemerken wird, an der Handschrift und auch so. Aber was heißt hier „jeder“? Als ob ich ein Testament hinterließe. Was hat „jeder“ damit schon zu tun? Und was hat Schatili mit der ganzen Geschichte zu tun? Obwohl ich darauf nicht besonders bestehen kann. Kann gut sein, dass das Dorf doch sehr viel damit zu tun hat. Auf jeden Fall, über Schatili - später... So oder so muss ich doch erzählen, was dort und danach geschah... Doch vorher möchte ich etwas sagen... Hab einen Gedanken angefangen und ihn nicht mehr zum Ende gedacht... Es betraf das Schreiben... (Ich hab ganz plötzlich bemerkt, dass jedes mal, wenn ich an Schatili denke, zerspringen mir die Gedanken, sie zerren sich vor Eile hin und her... Aber ich weiß, dass ich in dieser Weise nichts schaffe. Ich muss ruhig und einfach schreiben, so, wie am Anfang. Und, Hauptsache: ich muss es so beschreiben, wie ich es damals sah, nicht so, wie ich's jetzt empfinde). So, was das Schreiben betrifft... Wozu schreib ich das? Um so mehr noch, wenn ich keinen Gedanken zusammenbringen kann, auch nicht instande bin, ihn genau auszudrücken, kurz gefasst, es nicht meistern kann... Wozu schreib ich überhaupt, wenn ich schon seit achtzehn Jahren es mir leicht mache und mich keine Mühe mehr gebe, zu schreiben. Meine frühe Kreativität endete mit meinem Studiumabschluss... Ich bin wieder vom Thema abgewichen, scheinbar, absichtlich; ich erlaube es jeder Kleinigkeit, mich von der Hauptsache abzulenken, vielleicht um mir allmählich die Nerven zu beruhigen... Aber ich muss doch schließlich sagen, wozu ich dies schreibe? Und was geschah damals und danach?

Ich schreibe, erstens, um mir selber klarzumachen, was mir eigentlich passiert ist. Im Nachdenken verwirrt sich alles und vielleicht wird es sich im Schreiben verständlicher. Zweitens... Was denn zweitens? Nämlich... Ich bin nicht mehr jung und vermute, dass alles, was mir geschehen ist, mit der Zeit sich verblasen, betrüben und mit Nebel verdecken wird. Trotz allem, ja! Trotz allem. Scheint es

³ Ein Dorf in Chewsuretien, das früher die Funktion einer Festung hatte.

mir denn nicht schon jetzt, dass alles nur ein Traum war? Ich strengte mich an, ich bemühe mich, alles wieder vor die Augen zu bekommen, aber... es entzieht sich mir, es sickert, wie Wasser zwischen den Fingern... Ich sehe es nicht mehr. Wäre mir doch etwas geblieben. Ein Gegenstand. Etwas Sichtbare. Etwas Greifbare, ein Zeichen, ein fester Beweis. Dann würde ich doch nicht mehr meinen, es sei ein Traum gewesen? Traurig denke ich daran, dass auch dies möglich ist: die Zeit vergeht und die ganze Geschichte erscheint mir als eine Übertreibung, eine Ausschweifung von meinerseits und wer weiß, vielleicht werde ich mich meiner heutigen Gefühle sogar schämen. Oder: ich werde es nicht mehr glauben, oder: ich werde es ganz vergessen... Wahrscheinlich, schreibe ich deswegen, und nicht weil ich eine Erleichterung suche, nein, eine Erleichterung möchte ich sicher nicht empfinden...

Jetzt, wo ich nach so langer Zeit wieder mal schreibe, und zwar am Schreibtisch meiner siebzehnjährigen Tochter (Hab kein eigenes Zimmer mehr, auch keinen Schreibtisch, und will auch keine haben), kommt mir ganz schmerzhaft mein kleiner alter Schreibtisch zur Erinnerung, der in meiner gemieteten Wohnung stand und knarrte immer, wenn ich drauf schrieb. Er hatte drei kleine Schubladen und stand am niedrigen Fenster, von wo ich eine gekappte Laterne anschaute, die am Straßenpfahl schaukelte und samt einem Feigenbaum und Sternenhimmel im Fensterrahmen, wie auf einem Bild gezeichnet erschien. Dieser Feigenbaum entblößte sich im Herbst wie eine Frau, er streckte seine glänzende weiße Äste so echt weiblich aus, dass ich mich genierte, in seine Richtung hinzuschauen.

Übrigens hab ich vor einigen Jahren einen seltsamen Traum gesehen, wo auch dieser Tisch mit dabei war (Er ist mir deshalb so genau im Gedächtnis eingepägt, dass ich, zum Glück, überhaupt nie träumte). Der Traum regte mich auf und machte mich schwermütig, ich wusste sofort, dass er eine Bedeutung hatte. Es war eine Andeutung auf etwas Innere, doch ich habe darüber nicht lange nachgedacht. Was das Nachdenken betrifft, hatte ich mir in den letzten Zeiten eine Flüchtigkeit und Trägheit angewöhnt. Wenn ich beim Nachdenken auf ein kleines Hindernis stieß, wenn meine Gedanken von etwas schwierigem und rauem aufgehalten wurden, gab ich's sofort auf. Beispielsweise, hatte ich eine Tatsache herausgefunden, doch ich besaß weder Wunsch noch Willenskraft, ihre Gründe klarzustellen und so schob ich den Gedanken sofort zur Seite. Kurz gefasst, sobald sich vor mir ein steiler Aufstieg erhob, gab ich auf. Ich zerbrach mir nie den Kopf. Ich weiß was dies bedeutet und wie ein solches Leben zu nennen ist, doch ich hielt mich für keinen Helden und wollte nicht gegen die Strömung schwimmen. Ich folgte ihr, ebenso, wie die anderen. Also, ich weiß selber nicht, was dieser Tisch bedeutet, aber mein Herz ist jetzt so angespannt, dass ich mir sicher bin: nichts fällt mir ganz zufällig ein: alles, woran ich jetzt denke, ist in dieser oder jener Weise mit der Hauptsache verbunden. Aber ich bin jetzt in großer Eile und, wenn ich's schaffe, werde ich am Ende alles zusammenfassen.

Jetzt möchte ich nicht mehr abweichen und versuche es, endlich mir selber alles so zu erzählen, wie es geschah.

* * *

Als ich in den Bus einstieg, waren bereits alle da. Sie begrüßten mich mit fröhlichen Zurufen. Alles war besetzt und ich nahm auf einen kleinen Sitz neben dem Fahrerhaus Platz, so dass ich allen Anwesenden ins Gesicht schauen konnte. Als erste schaute ich mich nach den drei fremden Frauen um. Die eine fiel mir sofort wegen der blauen Augen auf, die etwas in die Breite langgestreckt und mandelförmig waren, dem schweren blonden Haar, das am Nacken verwickelt war und vollen, weizenfarbigen Arme. Ich dachte mir, dass Wascha sie gemeint haben musste, als er gesagt hatte, eine sei besonders schön. Die zweite Frau war dunkelhaarig und saß zwei Sitze hinter der ersten. Sie war ungefähr siebenunddreißig Jahre alt, das zu dunkle, glänzende Haar hatte sie auf dem Scheitel geteilt, geglättet und am Hals zusammengebunden. Ihre Pupillen waren etwas gelblich, die Haut unter ihren Augen war mit fahlen Sommersprossen bedeckt, ihre dünnen, etwas heruntergebogenen Lippen und die Flügel ihrer sehr geraden Nase zitterten nervös. Eine interessante Frau, doch nicht Lust-erregend. Ich wusste lange Zeit nicht, wer die dritte Frau war und wie sie aussah, weil sie gegenüber der Blauäugigen neben Ida am Fenster saß und ich es vermied, hinzuschauen. Ausserdem saß Wascha direkt vor ihr und verdeckte mir den Blick. Deshalb fiel mir nur ihr loses rosafarbenes Kleid auf, das so genannte „Balachon“, und auch dies nur deshalb, dass meine Frau für ein genau solches, nur graues Kleid meine ganze Jahresprämie - dreihundert Rubel - weggeschmissen hatte, kein Wunder, dass es mir auffiel (Da ich meiner Frau innerlich gar nicht gehörte, sagte ich ihr sonst nie nein und bemühte mich, dass sie alles bekam, was sie nur wünschte). Wascha zappelte die ganze Zeit herum und drehte den Kopf hin und her, deshalb sah ich von der Rosabekleideten bald ein Ohr, bald halbe Stirn, bald die weiche Linie, die sich vom Ohr bis zum Kinn bog. Sie selber schaute die ganze Zeit aus dem Fenster. Nach und nach begriff ich, dass mich außer ihrem Kleid noch etwas aufhielt: und zwar ihre sehr gerade Schultern: vor allem die rechte geriet immer wieder in meinen Blickraum. Diese Schultern waren schlank in einer besonders geschmeidiger Weise, das rosa Kleid floss von ihnen wie ein Wasserfall herunter und erinnerte an das altgriechische Gewand.

Vielleicht, weil alle drei fremde Frauen in mir angenehme Gefühle erweckten, oder auch unter der Wirkung allgemeiner heiterer Stimmung, wurde ich guter Laune. Obwohl ich das Gesicht der Dritten noch immer nicht sehen konnte, war mir das schon auch egal, weil meine ganze Aufmerksamkeit der Blauäugigen gehörte, die links vor mir am Fenster, auf dem ersten Sitz neben Guram saß.

Ich lächelte innerlich einer unbestimmten, attraktiven Möglichkeit zu, obwohl jeder anwesende Mann wahrscheinlich dasselbe tat. Es war mir, ehrlich gesagt, interessant, wie sich die Rollen verteilen würden, denn fremde Frauen gab es nur drei, Männer dagegen - zehn. Sandro hatte ich zu uns gar nicht mitgezählt, weil er auch hier, wie sonst im Büro, seine Ehegattin bei sich hatte (was er fürs größte Elend seines Lebens hielt).

Guram sah glücklich aus, er redete seiner schönen Nachbarin alle naselang etwas zu. Wascha stand inzwischen von seinem Platz auf und saß jetzt am Busende. Und, als ich dann schließlich der

„Rosafarbenen“ ins Gesicht schaute, schien sie mir im ersten Augenblick so jung, dass ich sie aus der Zahl aller „Möglichkeiten“ eiligst ausschloss. Dann aber, als ich sie besser betrachtet hatte, stellte ich fest, sie musste ungefähr siebenundzwanzig sein. Ihre ganze Erscheinung hatte etwas an sich, ich kann es nicht genau erklären, auf welchem Grund man sie zu jenen Menschen mitzählen konnte, die den Kindheitsalter sehr spät oder auch nie verlassen. Ich hab keine Ahnung, wie sie dies zum Vorschein brachte und warum ich es mir sofort gedacht habe. Als ich sie zum ersten Mal ganz, das heißt, auch ihr Gesicht sah, war sie mit der Wange auf ihren Ellbogen gestützt, den sie auf die vordere Sitzlehne gelegt hatte, und schaute mich ganz seltsam von unten an, weshalb ihre Augen mir sehr groß erschienen. Als sie sich aufrichtete, stellte ich fest, dass sie im Vergleich zur „Schwarzen“ und zur „Blauen“ nichts besonders auffallende oder beeindruckende an sich hatte. Ich machte Guram ein Zeichen, er warf mir eine Zigarettenschachtel. Ich rauchte, sah den Mitfahrenden ins Gesicht und dachte daran, dass alle sich stark verwandelt haben, sie wirkten anders: genauso erheitert und aufgefrischt, wie die Möbel, von denen man eben den Staub abgewischt hat.

Die „Schwarze“ brachte die Ecke ihres schneeweißen Taschentuchs immer wieder an ihre dünnen Nasenflügel und berührte sie damit nur ganz leicht. Schon seit einer Ewigkeit erklärte sie etwas unaufhörlich und ernst ihrem Nachbarn Bondo, der seine klügste Miene zusammengefasst und aufgelegt hatte.

Jedes mal, wenn mein Blick die „Rosafarbene“ auffing (ich mied es noch immer, direkt hinzuschauen), spürte ich etwas angenehme, ich könnte nicht erklären, was genau. Später wusste ich es: sie besaß eine heimliche Attraktivität, die durch Bewegungen ihrer schlanken Arme und ihres Kopfes zum Ausdruck kam. Es war etwas edle in diesen Bewegungen, was zu ihrem liederlichen Gesichtsausdruck nicht ganz zu passen schien. Dank all diesen angenehmen Empfindungen zählte ich die „Rosafarbene“ wieder dem nebligen Bereich der „Möglichkeiten“ zu, obwohl nur zum Reserve, so, für alle Fälle, da mein ganzes Interesse bereits auf der „Blauäugigen“ fixiert war. Sobald Guram seinen Sitz verliess, um dem Fahrer etwas zu sagen und sich dann wieder neben seiner schönen Nachbarin zu setzen, nahm ich ganz ruhig seinen Platz und begann mich mit Megi - so hieß die Frau, wie es sich herausstellte, - zu unterhalten.

Ich sagte ihr, mein Freund und Kollege hätte sie in einer solch gefährlichen Weise angeschaut, dass ich beschloss, eiligst dazwischenzufahren und ihre Sicherheit edelmütig zu beschützen. Megi lachte laut auf, Guram winkte mir ab, ich weiß schon genau, was er damit meinte, ich erwiderte aber seine lautlose Replik in derselben Weise und begann, heiter und gutgelaunt, Megis Sicherheit zu beschützen. Ich wandte mich ihr mit meinem ganzen Körper zu, einen Arm streckte ich auf der vorderen Sitzlehne, den anderen hinter Megis Schultern aus und sagte dabei: „Tausend böse Blicke sind auf Sie ausgerichtet, so mögen sie doch meinen Rücken treffen!“ Dieser Scherz amüsierte sie sehr. Sie redete mit mir und lächelte mir zu. Der untere Knopf an ihren blauen, eng anliegenden Rock hatte sich gelöst und auch die übrigen neigten offenbar, diesem einen zu folgen und ihre Knie freizulassen.

Ich saß da und tauchte berauscht ins Blaue ihrer Augen hinein, deren Blick weder durch Tiefe noch

durch Intensität belastet war was, wie ich meinte, ihm einen zusätzlichen Wert erteilte und die Unterhaltung mit Megi noch angenehmer machte.

Als wir in Kurven fuhren, schmiegte sie sich unbewusst an meinen Arm, worauf ich ihr auch meine Brust dazu anbot und sie versicherte, ich sei für ihre geborgene Fahrt da. Als sie noch einmal nach der Sitzlehne griff, gerieten unsere Hände ganz nah aneinander, unsere kleinen Finger berührten sich und ich erinnerte mich an die ersten Schritte, die ich auf diesem aufregenden Weg tat. Vielleicht kam mir dies auch deshalb in Gedächtnis, weil man gerade an Ortskali⁴ vorbeifuhr und der Bus über die Brücke wackelte: einmal, als ich wohl fünfzehn Jahre alt war, stand ich mit einem Nachbarmädchen auf der Brücke in meinem Dorf. Wir hielten uns beide ans Brückengeländer. Zu der Zeit plagten mich mein Blut und mein Körper schon fast unerträglich, vielmehr noch, da mir die simple, von einer anderen Person unabhängige Entlastung nicht einfiel, die meine Altersgenossen erlöste. Die Sonne ging unter. Das dunkelrosa Licht bedeckte den Fluss und die Gegend wie weiche Leinwand. Wir schauten ins Wasser und sie sprach etwas. Ich wagte es nicht, nach ihr hinzuschauen. Die Strömung machte es mir bunt vor den Augen und plötzlich entdeckte ich (und wurde davon fast irrsinnig!), dass meine Hand sich langsam nach der ihren streckte, bis ich, schon ganz rasend, ihren kleinen Finger mit dem meinen bedeckte. Im ganzen Körper spürte ich einen gewaltigen Strom, als ob jener Fluss, nur glühend und zähflüssig, in meine Adern eingegossen wurde. Ich wäre beinahe von der Brücke in den Fluss gestürzt... Sie stand aber, als ob nichts passiert wäre, und schaute nach vorne... Ist sie denn verrückt? - dachte ich. Mit jenem Kleine-Finger-Tag endete mein erster Lebensabschnitt, wenn man sein Leben unbedingt in Abschnitte teilen muss. Seitdem empfand ich noch tiefere Befangenheit und Erregung vor den Mädchen... Ich sehnte mich nach ihnen in einer so schmerzhaften Weise, dass ich sie schon beinah hasste. Dieser zweite Abschnitt endete an dem Tage, wo ich ins Zimmer unserer Mieterin - einer jungen Lehrerin - wie ein Mondsüchtiger hineintaumelte (meine Familie war ins Nachbardorf zur Beerdigung eines Jungen gefahren, der in meinem Alter gestorben war. Sie wollten nur am nächsten Tag zurück. Als sie aus dem Hof auf die Straße gingen, winkte mir meine Schwester mit einem roten Dahlienstrauch und zeigte mir die Zunge), ich begriff selber nicht, was ich der Frau zusagte, oder was ich tat. Ich weiß noch, wie verwirrt sie mir zulächelte... Ich kann jedenfalls nicht behaupten, dass alles gut gelaufen ist, denn als jener Strom mich in ihrem schneeweißen Bett von neuem durchflutete, zog er mich mit sich hin: ich wurde ohnmächtig. Die Frau (der ich wahrscheinlich die ganze Freude verdarb, wenn es überhaupt welche gegeben hat) rief meinen Namen, küsste mich angstvoll und rieb mir die Schläfen. Als ich zu mir kam, grub ich mein Gesicht in ihre weiche Brust, umarmte ihre Schultern und weinte. Ich beweinte alles, was mich so sehr bedrückte. Seit jener Nacht bin ich beinah von zu Hause weggelaufen: erstens, weil ich, wenn ich sie anschauen müsste, am liebsten vor Scham den Bach runtergegangen wäre... und zweitens, weil ich, wenn ich sie angeschaut hätte, trotz der Scham, wohl wie ihr Sklave wieder in ihr Zimmer hineingetaumelt wäre...

⁴ Ortskali (georgisch. „zwei Wasser“) - ein Ort in der Bergregion Georgiens, Pschawi, wo zwei Ströme des Flusses Aragwi zusammenfließen.

Später, als ich nach Tbilissi umzog, lief alles leichter, um so leichter noch, nachdem ich geheiratet hatte. Ich war nicht besser als alle andere und auch nicht schlimmer. Ich führte ein gewöhnliches normales Leben. Jedenfalls drückte sich dieser dritte und letzte Lebensabschnitt dadurch, dass es mir nicht schwerfiel, nachdem ich mit meinen Freunden am Tisch gesessen war und getrunken hatte, mit einer Frau ins Nebenzimmer zu gehen und, falls es eine Gelegenheit dazu gab, mit ihr zusammen zu sein. Obwohl ich in solchen Fällen immer betrunken war, aber dies ändert doch im Wesentlichen nichts. Weiß jetzt nicht mehr, wie das alles geschah und hab auch keine Lust, es zu untersuchen. Doch als ich das Alter von vierzig Jahren erreichte, war ich von der Frau an sich schon völlig enttäuscht. Wie mein Sohn Reso zu sagen pflegt, war ich „ganz und gar gefrustet“. Ich forderte nichts von einer Frau und erwartete auch nichts mehr. Doch ab und zu sehnte ich mich nach jenem Wunder, der mich einst im Heimatdorf auf der Brücke heimgesucht hat, oder in meiner ersten Liebesnacht, doch, wie man sagt, niemand kann zweimal in denselben Fluss hineinsteigen.

Diese Erinnerung bedrückte mich jetzt, wo ich Megis und meine Hand nebeneinander liegen sah. Ich ließ alles fallen, mir wurde auf einmal alles egal. Wie könnte ich aber eine so eifrig angefangene Sache plötzlich aufgeben? Also setzte ich das Geschwätz mit meiner schönen Nachbarin weiter. Ab und zu hörte man Idas grelles Lachen. Als ich einmal hinschaute, traf ich ihren Blick. Sie schaute sofort zur Seite. Die „Rosafarbene“ aber hatte sich mit der Schläfe an die Handfläche angelehnt und erschien mir etwas traurig.

Der Bus rutschte mit lautem Gebrüll durch, dann blieben wir stehen. Der Fahrer rief uns zu, wir sollten aussteigen und dem Bus einen Ruck geben. Die „Rosafarbene“ sprang sofort auf und stand unten, bevor die Männer ausgestiegen waren. Megi rührte sich nicht. Auch die übrigen Frauen blieben im Bus sitzen. Wir Männer stellten uns in die Reihe, so dass an der Buswand kein Platz zum Anfassen übrigblieb. Der „Rosafarbenen“ war dies wahrscheinlich nicht recht. Sie sagte zu Wascha: „Ich will dir helfen, Wascha!“ und stützte ihre Hände auf seine Schultern. „Wenn ihr die Plätze umgetauscht hättet, wär’s doch viel besser!“ - rief ich den beiden zu, als wir mit der ganzen Kraft den Bus schoben. Die „Rosafarbene“ lachte. Sie hatte ein schönes Lachen.

Bald erreichten wir Barisacho und machten eine Reisepause. Megi und ich gingen zum Fluss und setzten uns aufs Ufer. Bondo folgte der „Schwarzen“ noch immer gehorsam wie ein Lamm. Manche streckten sich auf dem Grass aus, manche setzten sich auf Felsen, einige fingen zu singen an. Ich war noch immer schlechter Laune. Ich spürte eine seltsame Wunsch- und Lustlosigkeit. Dies geschah mir oft. Trotzdem glitt mein Blick trotzdem an Megis Hals, Brust und Beinen. Übrigens erfüllte ihr unteres Teil völlig die Erwartung, die ihr Oberkörper erweckte. Später, als Megi eine Sonnenbrille brauchte, stand ich auf und ging zum Bus, um ihre Tasche zu holen. Ich sah die „Rosafarbene“, die unter einer Eiche kniete, mit einer Rute den Grund wühlte und etwas gespannt anstarrte. Ich kam näher und sah sie von oben an. Ihr Haar fiel vom gebückten Nacken auf beide Seiten runter und ihre mageren Wirbelknochen waren zu sehen. Da, wo das Rückgrat in den Hals mündete, hatte sie eine Konstellation von blassen kleinen Muttermalen, deren Anordnung ans Sternbild des großen Bären

erinnerte.

- Was machst du da?

Sie erschrak und schaute zu mir herauf:

- Siehst du? Die Ameisen schleppen einen Maikäfer hin... sie haben ihn ganz leergefressen... der ist ja ein Grabgräber... Immer begräbt die anderen, jetzt ist er aber selber gestorben... - sprach sie sehr ernst und blockierte den Ameisen den Weg mit der Rute. Dann rollte sie den Maikäfer zur Seite. Sie baggerte eine kleine Grube und vergrub den Käfer darin, - er tut mir leid und außerdem hab ich noch einen anderen Grund dazu...

- Als ich Kind war, hatte ich eine Spielgefährtin, die, einen toten Kücken oder jungen Vogel begrub, wo immer sie ihn fand... sie pflegte so schöne Grabmale zu bauen, kein anderes Mädchen machte es besser, als sie...

- Ich tat es auch, - sprach sie ganz einfach.

- Gib mal die Rute, - ich bückte mich neben ihr.

Ich wurde auf einmal neugierig, ob die Ameisen auf die Rute klettern oder sie umgehen würden.

- Nein, - wies sie mich plötzlich ab.

- Wieso? - staunte ich.

- So.

- Bist du mir denn sauer?

Sie antwortete nichts und wühlte wieder den Boden mit der Rute. Da hörte ich Megis Zuruf. Ich richtete mich auf und ging zum Bus. Am Eingang stieß ich auf Ida, die gerade die Treppe herunterstieg und eine Thermosflasche in der Hand hielt. Ich trat zur Seite. „Danke“, sagte sie höhnisch und ging weiter. Was wollen die alle von mir? - dachte ich. Als ich zu Megi zurückkam, war ich etwas irritiert. Ich reichte ihr die Tasche. „Danke“, - lächelte sie mir zu und nahm ihre Sonnenbrille heraus. Ich setzte mich neben ihr und schaute auf den Fluss. „Aragwi“, - sprach ich nachdenklich aus. „Was bedeutet der Name eigentlich?“ - „Wieso, wissen Sie es denn nicht? Nicht zu spät, das heißt, man darf sich nicht verspäten⁵“, - sagte ich, ohne vom Wasser wegzuschauen. „Womit darf man sich nicht verspäten?“ „Mit alldem, was wir in unserem Herzen halten.“ Sie lachte. Ich dachte verärgert an Ida: sie soll alles dem „rosa Kleid“ erzählt haben und diese hat es mir merken lassen. Ich versuchte es mir vorzustellen, wie sie die Geschichte erzählt haben mochte. Gott, gibt es denn nicht eine einzige Frau auf dieser Welt, die ihre Liebeleien nicht ausklatscht? Ich

⁵ Der Flussname „Aragwi“ ist akustisch den Worten „ara gwian“ - „nicht spät“ ähnlich.

beschloss letztendlich, dass mir dies scheißegal ist. In dieser Weise wollte ich meinen Zorn stillen. Bald vergaß ich es auch, weil Megi inzwischen meine linke Handfläche öffnete und begann, die Linien zu forschen. Ihre Berührung war mir angenehm. Wärme floss in mich hinein.

- Lassen Sie sich Zeit, dieser Sache kommt die Eile nicht zu, - riet ich ihr.

- Bald sagen Sie, man soll sich beeilen, bald raten Sie von der Eile ab, - sprach sie lächelnd und betrachtete dabei meine Handfläche höchst aufmerksam. Plötzlich fragte sie:

- Wie alt sind Sie?

- Zweiundvierzig.

Sie schaute wieder auf meine Hand und folgte meiner „Lebenslinie“ mit ihrer Fingerspitze.

- Sehen Sie? Sie werden siebzig, am Ende bleiben Sie ganz allein, einsam, auch krank... Also, dies ist die Stelle, - sie hielt ihre Fingerspitze da, wo die „Lebenslinie,“ die sich dem „Venushügel“ entlang schlängelte, von einem kleinen tiefen Kreuz eingeschnitten war, - diese Stelle trifft ungefähr mit Ihrem jetzigen Alter zusammen... also, wenn es noch nicht soweit ist, wird es bald geschehen...

- Was wird geschehen? - fragte ich völlig im Ernst, was mich selber wunderte.

- Ein großes, sehr großes Leid... Etwas, was aus heiterem Himmel kommt... doch etwas, was... wie soll ich's sagen... Was, obwohl es plötzlich kommt... nicht zufällig ist... es ist ja kreuzformig... verstehen Sie? Es ist ein solches Leid, das zu Ihnen gehört... Sie müssen es tragen... Weiß nicht, ob Sie mich verstanden haben...

Als sie dies sprach, hatte sie ein ganz sinnloses Gesicht, ihre Augen schienen nur aus der Oberfläche zu bestehen und obwohl es mir vor kurzem schien, ich würde in ihrem Blau versinken, dachte ich jetzt, dass es unmöglich wäre: ihr Blick spiegelte sofort den meinen und wies ihn zurück. Ich schauderte wohl genau wegen dieses sinnlosen Ausdrucks, wurde nervös und rief überschwänglich:

- Quatsch! - doch sofort versuchte ich es gutzumachen und fügte hinzu: - Der einzige Wert dieser Worte besteht darin, dass sie von solchen Lippen ausgesprochen sind, nicht wahr? - das Kompliment erschien mir selber zu ungeschickt.

- Natürlich ist es Quatsch, - stimmte sie sofort zu, - manchmal will man doch seinen Spaß haben... - dann drückte sie meine Faust zusammen, legte meine Hand wieder flach und zählte die Dellen, die meine Nagelspitzen am Daumenbasis hinterlassen haben.